

II. 38 (A.b.11)

Heinz Röver-Filli

Basel

Als „Schweizer“ machte er den Rückzug aus Frankreich mit

*Heinz Röver-Filli lebte zu Beginn des Zweiten Weltkrieges in der **Schweiz**. Sein Vater war Schweizer. Sein genaues Alter ist nicht bekannt. Heinz Röver-Filli wurde die Einbürgerung in die Schweiz verweigert. Warum, das geht aus seinem Schreiben nicht hervor. Er wurde in die Wehrmacht eingezogen und musste **1941 für Deutschland** in den Krieg ziehen. Über seinen Kriegsdienst hat Röver ein sehr lesenswertes Buch geschrieben „(Blüten im Sumpf“, im Herbst 2004 erschienen), das den Krieg und Rövers Erlebnisse in den Jahren 1939 bis 1947 beschreibt. Sehr eindrücklich beschreibt Röver auch die Ereignisse im **März, April und Mai 1945**. Er war bei einer Einheit, die sich im **Elsass** aufhielt. Der Rückzug ging über Breisach und Freiburg. Verletzt kommt er in ein Lazarett nach **St. Blasien**. Flucht über **Villingen-Schwenningen, Donaueschingen, Waldshut**, über die **Schweizer Grenze** bis nach **Basel**. Die letzten Tage bis zur Kapitulation versteckt er sich im Elternhaus. Die Schilderungen sind sehr detailliert, man erfährt viel über die physische und psychische Situation von Soldaten, über die Reaktionen von militärischen Vorgesetzten, der Bevölkerung, über den Vormarsch der Alliierten in die einzelnen Städte von **Südbaden** und dem **Schwarzwald**.*

Text: Auszüge aus seinem Buch „Blüten im Sumpf“, erschienen im Herbst 2004

Mit Nahkampfmesser und Maulesel

Dieser Titel ist schon richtig, denn nach vier Tagen passierten wir mit Mauleseln, Pferden und Karren und unseren Nahkampfmessern am Gürtel bei Kehl die Rhein-Brücke. Am Vormittag marschierten wir durch die Altstadt von Strassburg, bis zu diesem Zeitpunkt ohne nennenswerte Feindberührung, außer dass einige Aufklärungsfieger am Himmel erschienen. Unser Tross richtete sich nun dem Süden zu, in die Richtung der Stadt Colmar.

Von nun an wurde es ungemütlich, wir mussten feststellen, dass wir sehr nahe an der Front angekommen sind. In unregelmäßigen Abständen griffen uns die Amis immer wieder mit Tieffliegern an. Gleichzeitig ertönte das Geknatter der Abwehrgeschütze. Die Kommandorufe der Offiziere verhallten im allgemeinen Getöse der Fliegerabwehr und dem Fluchen der Leute, die sich am Rande der Strasse in einen Wassergraben hingeschmissen hatten und Zuflucht nahmen. Zum Glück war der Graben gefroren, also nicht voll Sumpf, und er gab uns eine gewisse Deckung. Die finsternen Mienen der Soldaten verrieten ihre Hoffnungslosigkeit in diesem sinnlosen Feldzug.

Rotkreuz-Autos, besetzt mit Heerespolizei und Offizieren, rasselten an uns vorbei, die einen in diese, die andern in umgekehrter Richtung. Es waren also schon einige Verwundete oder Tote zu beklagen. „Verdammt nochmal!“, rief ein Oberfeldwebel in höchster Erregung: „Schnell hoch, weiter, weiter, nichts

als weiter!“ Doch trotz alledem bewegte sich ein nicht enden wollender Zug von Leuten und Material weiter landeinwärts. Diese Szenen wiederholten sich ein paar Mal, ich musste mich auch öfters in den nahen Graben schmeißen, dann wieder aufstehen - mit dem Gefühl unendlicher Erleichterung, das jeder Soldat empfindet, der von den Geschossen oder Bomben nicht getroffen wurde.

Gegen Abend erreichten wir die Stadt Colmar, was auch ein Abflauen der Angriffe zur Folge hatte, denn auf offener Strasse waren wir für die Tiefflieger ein gefundenes Fressen. Edmond war ja in Colmar zu Hause, und so lud er mich ein, seine Eltern, die an der Winzerriedstrasse wohnten, zu besuchen. Er war ihr einziger Sohn und verehrte seine Mutter sehr, dasselbe konnte man von seinem Vater nicht behaupten. Der Vater verkörperte meines Erachtens den richtigen Franzosen, während seine Mutter aus dem Badischen stammte.

Wir wurden natürlich ganz herzlich empfangen, man sah den Eltern an, dass sie sich riesig freuten, ihren Sohn gesund wieder sehen zu können. Er stellt mich ihnen als seinen liebsten Kameraden vor, und man erzählte sich längere Zeit verschiedene Geschichten. Bei der Truppe hatten wir uns abgemeldet, da Edmond annahm, seine Mama würde uns ein gutes Nachtessen zubereiten.

Zurück bei der Truppe, auf dem offenen Weg nach Ensisheim, brummte über uns ein Aufklärungsflugzeug, dies ließ nichts Gutes erahnen. So war es denn auch, nach ungefähr 30 Minuten attackierten uns alliierte Jagdmaschinen im Tiefflug über unsere Köpfe hinweg. Die Luftherrschaft war schon längst an die Alliierten übergegangen. Höchst selten erblickte man noch eine Messerschmitt der deutschen Luftwaffe. Die Zweier- und Vierlings-Fliegerabwehrgeschütze knatterten auch nicht mehr so oft, wie wir es gerne gehört hätten.

Nach der Beruhigung der Lage nisteten wir uns in der Ortschaft Ensisheim ein. Weiter kamen wir nicht mehr, ohne zu riskieren, in Gefechte verwickelt zu werden. Ein verlassenes Restaurant mit großem Hof nahe dem Ende des Dorfes diente unserer Küche in idealer Weise. Wo sich das Gros unserer Truppen bewegte, war uns nicht bekannt, auch eine einigermaßen Verständigung und Berichterstattung blieb aus. Das Gefühl, hier am falschen Platz zu sein, sickerte immer mehr in das Bewusstsein der Soldaten und Offiziere, wenn sie dies auch nicht offen auszusprechen wagten. Lange konnten wir unsere Stellungen auch nicht mehr halten.

Viele Österreicher waren, als sie den Unsinn erkannt hatten, zu den Amis übergelaufen. Andere wiederum waren, als man schon den Ausgang des Krieges erahnen konnte, noch gefallen oder wurden zum Teil noch schwer verwundet. Massenweise Kameraden fielen in alliierte Gefangenschaft. Der Rückzug war so nur noch eine Frage der Zeit, und er sollte auch bald erfolgen.

Am andern Morgen, so gegen 9 Uhr, waren wir bereit zum Abmarsch. Die Pferde eingespannt an den diversen Wagen, welche zum Stab gehörten, und auch die Küchen am Doppelgespann. Da hörte ich mit einem Male das Brummen und Dröhnen einiger feindlicher Jagdmaschinen, die in unsere Richtung flogen. Der Kleiderwagen, gefüllt mit diversen Uniformen, war in meiner nächsten Nähe. Dieser sollte mir den nötigen Schutz geben, und ohne zu zögern warf ich mich hinter dem Wagen zu Boden. Als ich nach oben schaute, sah ich eine Spitfire-Jagdmaschine, in kaum fünfzig Meter Höhe, direkt auf mich zukommen. Schon vernahm ich das schrille Heulen der Geschosse in der Luft, welche die Flieger von ihren Bordkanonen abfeuerten.

Durch das Getöse und Knallen der Explosionen scheuten die Pferde und brannten samt Wagen durch. Somit lag ich, den großen Raubvögeln, sprich Spitfires, schutzlos ausgeliefert, auf nacktem Boden da. Die Erde, der Sand, die Kiesel um mich herum wirbelten hoch und überschütteten mich; auch das zersplitternde Eis spritzte über mich hinweg. Links und rechts lagen die explodierten ca. 15 cm langen Geschosse um mich herum. Durch den Schock, den man in einem solchen Moment hat, merkte ich nicht, dass mich einige Splitter verwundet hatten.

Simon, Edmond und Carl kamen gerannt und riefen: „Heinz, ist etwas passiert?“. Selber darüber verwundert, dass ich noch lebte, antwortete ich: „Nein ich glaube nicht.“ Das Chaos war unvermeidlich, Leute, die fluchten, Pferde mitsamt ihren Wagen in einem Strassengraben, die mühsam wieder eingefangen und auf den Weg gebracht werden mussten. Pferde, die klagend wieherten, da sie verletzt waren. Offiziere, die mit ihren diversen Autos oder auf Motorrädern hin- und herfuhren, die überwältigende Sinnlosigkeit dieser ganzen Szenen in Augenschein nehmend. Ein Sanitäter, dem ich meine Wunden am unteren linken Bein zeigte, desinfizierte diese und legte mir einen Notverband an.

Allen Widerwärtigkeiten zum Trotz sammelten wir unsere Kräfte, um den Rückzug wieder zu formieren, um wenn möglich den Rheinübergang doch noch zu erreichen. Andauernd wurden wir mit Granaten angegriffen, so dass ich, als wir eine deutsche Artillerie-Batterie passierten, welche nichts zu unserer Verteidigung unternahm, den Soldaten zurief: „Verdammt nochmal, schießt doch endlich einmal zurück, auf was wartet ihr denn eigentlich?!“ Da schrie der Artillerist zurück: „Gute Frage, wir warten auf Munition, die unterwegs sein soll.“ Tatsächlich kam ein Geländewagen, er brachte ganze vier Granaten, für jedes Geschütz eine. Mit dieser Tatsache war der Krieg für mich im Geiste verloren und in unmittelbarer Zeit zu Ende.

Meine Wunden fingen an zu eitern und schmerzten immer mehr. Ich fühlte mich jedoch verpflichtet, den Marsch fortzusetzen, da es Kameraden gab, die es viel härter getroffen hatte. Durch die ständigen Detonationen der Granaten musste man die Pferde am Zaum führen, denn auch sie waren sehr schreckhaft, und die Gefahr bestand, dass sie durchgingen. Die Granaten kamen alle von der rechten Seite unseres Trosses her. Dies war der Grund, dass ich auf der linken Seite neben der Küche

marschierte. Der Kamerad, der vor mir war und die beiden Pferde führte, bewegte sich ebenfalls schutzsuchend neben diesen.

Da geschah es, ein unheimlicher Knall erfüllte die Luft. Eine Granate hatte von links her eingeschlagen, der Pferdeführer schmiss sich auf den Boden. Ich selbst ging zu den Pferden und schaute zurück, wo der Kamerad lag und rief: „Hey, Kamerad steh auf, es ist vorbei!“ Tatsächlich, für meinen Kameraden, den ich persönlich nicht so gut gekannt hatte, war es wirklich vorbei. Er ist leider nicht mehr aufgestanden. Ein Granatsplitter hatte seine Schläfe durchschlagen, und er war auf der Stelle tot.

Man beauftragte dann mich und einen Kollegen, ihn zu beerdigen. Wie die sich das vorgestellt hatten, war uns beiden suspekt. Der Boden tief gefroren, wir hatten beide keine Werkzeuge zur Hand, keine Schaufel, keinen Pickel, nichts. Zudem waren wir in Zeitnot, denn der Tross zog weiter und weiter. Am nahen geschützten Waldrand fanden wir eine gute Vertiefung, in die wir unseren Kameraden hineinlegen konnten. Im Wald war auch die Erde nicht so hart gefroren. Somit konnten wir den Kollegen mit vereinten Kräften notdürftig mit Erde bedecken. In der Überzeugung, dass man den Kameraden nach dem Krieg bald finden und dann richtig begraben wird, zimmerten wir aus Ästen, die wir mit Schnüren zusammenbanden, ein Holzkreuz und stülpten seinen Stahlhelm darüber. Ein kurzes Gebet sollte den Kameraden in die geistige Welt begleiten: „Herrgott, gib unserem Kameraden den ewigen Frieden und nimm ihn auf in deine Herrlichkeit.“

Dann mussten wir uns beeilen, um den Anschluss an unsere Einheit nicht zu verpassen. Mein linkes Bein schmerzte immer heftiger, aber wir näherten uns dem Rhein, und so lange wollte ich durchhalten. Gegen Abend erreichten wir Neu-Breisach und mussten erfahren, dass man die Rheinbrücken sprengen wollte. Unser Auftrag lautete deutlich, den Rhein zu überqueren, also erst am anderen Ufer halt zu machen. Spätabends, die Sonne hatte den rauchgeschwängerten Himmel schon längst verlassen, überquerten wir mit dem ganzen Tross die Eisenbahnbrücke und zogen in Alt-Breisach ein.

In Alt-Breisach schickte mich der Feldarzt, nachdem mein linkes Bein immer mehr eiterte und angeschwollen war, in das dort stationierte Feldlazarett. Haarsträubend, wie die Ärzte unentwegt arbeiten mussten. Wie in einem Ameisenhaufen rannten Sanitäter wie auch Ärzte hin und her, da andauernd neue Verletzte und Verwundete eingeliefert wurden. Es betraf nicht nur Wehrmachtsangehörige, auch Zivilisten, die durch Granattreffer in Mitleidenschaft gezogen worden waren, mussten behandelt werden. Weil ich nicht als Notfall eingestuft wurde, musste ich notgedrungen warten, um den Schwerverwundeten den Vorrang zu lassen.

Ich sah dies auch nicht als Benachteiligung an, denn wenn man hautnah mitbekam, was sich da alles abspielte, wurde jeder nachdenklich und hatte keine Forderungen mehr. Es lagen reihenweise Männer, Frauen und Kinder auf den Betten, die wie auf einem Förderband warteten, bis man sie auf den

Operationstisch hievte. Neben mir lag nackt ein ca. 15-jähriges Mädchen, welches schon für die Operation vorbereitet war. Gegen die Morgenstunden war dann auch ich an der Reihe. Die Ärzte stellten fest, dass noch einige Granatsplitter im Bein waren, und wollten diese entfernen. Die verwundete Stelle wurde lokal betäubt, so war denn auch diese Operation keine allzu große Sache. Den Verband legten Sanitäter und Krankenschwestern an, und so war meine Behandlung im Feldlazarett vorläufig beendet.

Die Ärzte verwiesen mich anschließend in das nächstgrößere Orts-Lazarett. Um dorthin zu kommen, sollte ich mit dem Rotkreuzzug nach Freiburg fahren. Im Bahnhof stand der Zug schon bereit, der schon mit etlichen Soldaten besetzt war. Die Dächer der Wagons waren weiß gestrichen und mit einem gut sichtbaren, ca. zwei Meter großen roten Kreuz gekennzeichnet. Gegen Mittag sollte der Zug abfahren, und es ging dann auch pünktlich los. Nur, allzu weit kamen wir nicht, denn in einer Erdwallvertiefung standen wir für fast eine halbe Stunde still. Der Grund waren feindliche Tiefflieger, die die Gegend wieder unsicher machten. Gott sei Dank war unser Zug nicht das Ziel, war er doch auch sehr gut als Rotkreuzzug erkennbar.

Unbeschädigt fuhren wir dann nachmittags im Bahnhof von Freiburg im Breisgau ein. Sanitätsautos für meine weitere Beförderung und zur Überführung in ein Lazarett waren keine mehr vorhanden. Die Kriegereignisse erforderten von den vorhandenen Beförderungskapazitäten vollen Einsatz, so dass mir nichts anderes übrig blieb, als selbst ein für mich in Frage kommendes Lazarett ausfindig zu machen. Doch die Suche nach einem Aufnahme-Lazarett in Freiburg schien hoffnungslos. Alle wiesen mich mit der Begründung ab, schon vollkommen überbelegt zu sein. Müde und von Schmerzen geplagt besuchte ich das Münster, um mich wenigstens in der Kirche etwas auszuruhen.

Auch ein Gebet konnte bestimmt von Nutzen sein, in der Hoffnung, doch noch irgendwo Unterschlupf finden zu können. Anfangs hatte ich einmal betont, Angst sei ein schlechter Begleiter im Krieg. Diese Einstellung habe ich auch heute noch. Aber oft hatte ich gebetet -, nun frage ich mich, ist die Angst mit dem Gebet gleichzustellen? Betet man, weil man Angst hat, oder ist es umgekehrt, oder sollte die Frage lauten, weil man betet, hat man keine Angst mehr? Nachdem ich meinen Gedanken nachgegangen war und mich etwas ausgeruht hatte, begab ich mich erneut auf die Strasse.

Gleich vor dem Münster, auf der anderen Straßenseite, erblickte ich drei Offiziere. Der Suche einer Sanitätsstation überdrüssig, ignorierte ich die drei, als hätte ich sie nicht gesehen. Nur gelang es mir nicht so recht, mich an ihnen vorbei zu schleichen, denn einer von ihnen befahl mir, zu ihnen hinüberzukommen. Meine ersten Gedanken waren: „Oh je, ich habe nicht gegrüßt“ und humpelte noch etwas mehr als nötig auf die andere Straßenseite hinüber, um mich mit meiner Verwundung zu rechtfertigen.

Erst jetzt erkannte ich die Dienstgrade: Es waren ein Oberst, ein Hauptmann und ein Oberleutnant. Die erste Frage des Oberst lautete: „Von welchem Bataillon sind Sie?“ Ich grüßte und meldete: „Obergefreiter Röver, 2. SMG Kompanie, Gebirgsjäger Regiment 137, 2. GD.“ Er grüßte zurück, und nun kam die verrückteste Frage, die ich mir nie hätte vorstellen können: „Wissen Sie, wie viele Leute unsere Division noch hat?“ Ich glaubte, nicht recht gehört zu haben, was für eine Frage er mir stellte. Meine Antwort war: „Herr Oberst, ich nehme an, dass wir große Verluste hatten, aber auf Ihre Frage, Herr Oberst, habe ich keine Antwort, denn ich weiß es nicht.“ Er, ein stämmiger Mann, schaute mich durchdringend an und sagte zu mir: „Wir haben kaum mehr als 200 Mann“, grüßte und wünschte mir gute Besserung.

Ich frage mich heute noch, was ging in diesem Manne vor, einem Obergefreiten diese Frage zu stellen? Ich kann mir nur vorstellen, der Oberst hatte so einen Frust, er musste, egal wie, diesen einfach loswerden. Für mich bestätigte dieses Vorkommnis erneut, dass das Ende des Krieges nur noch eine Frage der Zeit war.

Gegen Abend informierte man mich bei einer Kommandostelle, dass ich nach Titisee fahren könne, um dort anschließend mit einem Rotkreuzbus nach St. Blasien überführt zu werden, dort werde ich dann im Lazarett Aufnahme finden. So geschah es denn auch. Mit der Höllentalbahn rollte ich hinauf nach Titisee, wo dann auch ein Autobus bereitstand, um die Neuankömmlinge, die nicht allzu stark verwundeten Soldaten, nach dem Sanatorium des Kurortes St. Blasien zu fahren. Froh, endlich einen Unterschlupf gefunden zu haben, wurde ich in diesem Lazarett aufgenommen.

In den Lazaretten

Das Lazarett in St. Blasien entpuppte sich als ehemaliges Benediktiner-Kloster. Daran angrenzend der schöne Dom mit der großartigen Kuppel, die dem des Petersdomes in Rom nachgeahmt ist. Die Granatsplitter, welche mein Bein verwundet hatten, mussten sehr wahrscheinlich erheblich infiziert gewesen sein, denn es entstand eine Infektion. Die Wunden eiterten immer wieder, so dass ich in der dortigen Dermatologie Aufnahme fand.

Auch hier war der Alltag wie in jedem Spital. Am Vormittag Arztvisite, anschließend Wundbehandlung und neue Verbände anlegen. So stand der Nachmittag, wenn nicht für andere Zwecke erforderlich, für die geistige Beschäftigung zur Verfügung. Oft wurde geschrieben und in Büchern gelesen, um die Stunden bis zur Nachtruhe totzuschlagen. Natürlich wurden auch die täglichen Frontberichte diskutiert, welche von Tag zu Tag dramatischer wurden, wenn auch am Radio über Erfolge der deutschen Armee immer spärlicher berichtet wurde.

Durch die andauernden Neueintritte von Soldaten von der Front waren wir doch immer entsprechend sachlich informiert. Wir wussten genau, wo sich die Amis, die Franzosen oder die Russen gerade befanden und welche Frontabschnitte in Deutschland geopfert werden mussten. Eines Vormittages kam

auch mein Küchenkollege Edmond Zaepfel sehr deprimiert im Lazarett an. Ich hatte eigentlich gehofft, dass er im Elsass Unterschlupf gefunden habe. Dies war anscheinend nicht der Fall, aber als er mich im Hof des Klosters sah, machte er einen mindestens einen Meter hohen Freudensprung. Dann rief er gut gelaunt: «Das darf doch nicht wahr sein, du Heinz bist hier, heute ist für mich Ostern, Weihnachten und auch Geburtstag, alles in einem!» Auch ich hatte natürlich große Freude, einen Kameraden bei mir zu haben, mit dem ich immer sehr gut zu recht kam. Das Essen war nach meinen Bedürfnissen und trotz den schwierigen Zeiten gut. Es gab immer wieder einzelne Soldaten, die Beanstandungen hatten, dies war jedoch auch in den Kompanien nicht anders der Fall gewesen.

Eines Tages wirbelte der angekündigte Besuch eines SS-Obersturmführers viel Staub auf, so dass das ganze Lazarett in Aufruhr kam. Zuerst sickerten nur Verdächtigungen und Gerüchte durch die Zimmer. Der SS-Mann musste angeblich Patienten ausfindig machen, die in absehbarer Zeit oder auch sofort fronttauglich geschrieben werden konnten. Die Gerüchte sollten sich sehr bald bewahrheiten, denn zwei Tage später erschien dieser SS-Mann mit dem Stabsarzt, den Oberärzten und Ärzten am Morgen zur Visite.

In unserem Zimmer kam es dann zwischen ihm und dem Stabsarzt zur Konfrontation. Mit der Auslese war unser Stabsarzt auf keinen Fall einverstanden, so dass er Protest einlegte. Er gab dem Manne ganz klar zu verstehen, dass er als Stabsarzt in diesem Lazarett die Entscheidung fälle, wer fronttauglich sei und wer nicht. Er machte geltend und sagte offen zu ihm: «Hier in diesem Lazarett habe alleine ich und nur ich alleine die Verantwortung zu tragen, welcher Patient fronttauglich geschrieben wird!» Diese Auseinandersetzung war ziemlich laut, wie auch heftig. Ich dachte mir später, auch der Stabsarzt musste zu dieser Zeit vermutet haben, dass der Krieg bald zu Ende sein wird. Wollte er verhindern, dass noch kurz vor dem Ende des Krieges unnötigerweise Soldaten ihr Leben opfern mussten, und wollte er, wenn möglich, Zeugen für seine geäußerten Ansichten haben? Wenn ja, so möchte ich auch diesen Arzt als «Blüte im Sumpf» benennen.

Wie ich erfahren musste, konnte er aber nicht verhindern, dass ein paar wenige noch an die Front abgestellt wurden. Wie mir später von einem Assistenzarzt versichert wurde, konnte der Stabsarzt aber doch die Mehrzahl der geforderten Abstellungen durch sein konsequentes Auftreten verhindern. Auch ich selbst hatte Bedenken für mich, denn man wusste ja nie, ob ein infiziertes, geschwollenes Bein so gegen Ende des Krieges, als Aufbäumung der letzten Kräfte, nicht doch noch fronttauglich sein könnte. Anscheinend war dies für mich nicht maßgebend, und ich wurde verschont.

Am 1. April 1945 war Ostersonntag, im Kalender rot markiert, und er rückte näher und näher. Mama und Heidi hatten sich angemeldet, dass sie mich besuchen wollten. Den Kriegereignissen zum Trotz, durften sie noch nach St. Blasien reisen, um mich zu besuchen. Einen Tag vor Ostern wurden uns noch, so weit wie nötig, Instruktionen gegeben über die Bedingungen, die wir für den Freigang einzuhalten hatten. Da,

zwar nicht in unseren Zimmern, aber in der Abteilung Dermatologie auch Patienten mit Geschlechtskrankheiten untergebracht waren, machte der diensthabende Oberarzt zu diesen Soldaten folgende Bemerkung: „Ich warne euch! Es soll sich ja keiner unterstehen, seine faulen Eier in ein fremdes Nest zu legen!“ Dies war natürlich wieder die echte Landsersprache, gründlich und deutlich, so hoffe ich nur, dass alle dem Befehl Folge leisteten.

Alle die wir antrafen, sei es in den Restaurants, Cafes oder in der Unterkunft, hatten, als sie erfuhren, dass meine Angehörigen aus der Schweiz kommen werden, natürlich irgendwelche Wünsche anzubringen. Dies ging über Benachrichtigungen von Verwandten, Briefpost bis zu Geldüberweisungen. Nicht jeder Wunsch konnte ohne weiteres erfüllt werden, weil meine Mama und Heidi am Zoll nicht in Schwierigkeiten verwickelt werden wollten. Nach drei Ostertagen mussten wir wohl oder übel Abschied nehmen, und so begleitete ich meine Angehörigen noch zur Busstation.

Am 1. April 1945 verlief die ganze Front schon den Rhein entlang aufwärts. Der Rhein bei Speyer war bereits von den Alliierten überschritten worden, und sie waren im Osten schon nach Erfurt vorgedrungen. Diese Nachricht beunruhigt uns schon, denn es wurde immer unklarer, ob wir in St. Blasien verbleiben konnten, da die Front stets näher und näher rückte.

Das Vertrauen breitester Kreise der Bevölkerung in den Endsieg war lawinenartig weggerutscht. In den Dörfern wurden die Franzosen immer öfters mit weißen Fahnen empfangen, um zu verhindern, dass weitere Kampfhandlungen stattfanden. Die Hoffnungen, damit ihre Dörfer verschonen zu können, waren mannigfaltig, wenn auch nicht immer zuverlässig, denn es kam immer wieder zu Sonderstandgerichten der SS und standrechtlichen Erschießungen.

Die 4. Marokkanische Gebirgsdivision wendete sich abrupt nach Süden, und eine weitere französische Kampfeinheit stieß aus dem Oberelsass über Lörrach hinweg den Rhein aufwärts. Die Schweiz beabsichtigte, wegen des zu erwartenden Flüchtlingsstromes die Grenzen im Nordabschnitt in absehbarer Zeit zu schließen. Eine zusammenhängende Front existierte bei den deutschen Einheiten seit einiger Zeit nicht mehr. Bereits am 4. April fiel Karlsruhe in französische Hände. Es war somit nicht verwunderlich, dass in unserem Lazarett emsiges Treiben herrschte. Die Möglichkeit unserer Evakuierung nahm von Tag zu Tag konkretere Formen an. Das sonore Brummen der alliierten Kampfflugzeuge, die den Ort St. Blasien Gott sei Dank noch verschonten, ermunterten in dieser kritischen Phase weder Soldaten noch die zivile Bevölkerung.

Die Ereignisse überschlugen sich dann förmlich, denn wir mussten, wenn auch schweren Herzens, hurtig unsere Sachen packen, um den schönen Kurort St. Blasien endgültig zu verlassen. Teils auf Rotkreuzwagen und Sanitätsautos, aber auch auf gewöhnlichen Lastwagen sollten wir uns aus der Gefahrenzone in Richtung Nord-Osten absetzen. Das nächste Lazarett sollte ungefähr 50 Kilometer

weiter nordöstlich entfernt sein. Als Zielort gab man uns Villingen-Schwenningen an, dort angekommen, sollten wir wieder Aufnahme finden.

Unser neues Lazarett in Schwenningen entpuppte sich als ehemaliges größeres Schulhaus. In den Parterreräumen befanden sich Bureau-, Verbands- und Ärztezimmer mit den dazugehörigen, diversen Sanitätsräumen. Im ersten Stock waren zum größten Teil die Schwerverletzten untergebracht. Edmond, weitere Verwundete und mich hatte man auf die beiden oberen Etagen verlegt. Das Zimmer war ein typisches Klassenzimmer, noch hing an der Wand ein Bild von Adolf Hitler, der auf uns herunterschaute. Dies war eben üblich in dieser Zeit, jeder Raum musste mit dem Bild des Führers dekoriert sein - wie lange noch, war eine andere Frage.

Alle Soldaten, Offiziere und besonders wir beide verfolgten alle Meldungen, welche zu uns drangen, sehr aufmerksam. In der Frühe des 10. April erfolgte ein Bombenangriff, dabei wurden Brand- und Sprengbomben auf Villingen abgeworfen. Am 17. April gegen Mittag erneut Tieffliegerangriffe auf das Bahngelände. Der Geschützdonner der Fronten wurde immer deutlicher hörbar. Zuweilen vernahm man, dass der Wahnsinn der Parteispitzen, von Dummheit geprägt, seltsame Blüten trieb. Andererseits gab es wiederum besonnene Offiziere, welche die Situation der Zeit sicher richtig einschätzten und auch danach handelten. Es kursierten hartnäckige Gerüchte, wonach die französisch-marokkanischen Einheiten plündernd und vergewaltigend durch die besetzten Dörfer zogen. Ein beruhigendes Anzeichen, was da auf uns zukommen würde, war dies selbstverständlich nicht.

In der Frühe des 20. April, die Stadt lag kalt und grau im Morgenlicht, herrschte gleich zu Beginn des jungen Tages eine hektische Betriebsamkeit. Man vernahm, dass die Franzosen aus nordöstlicher Richtung nach Villingen vordrangen. Auch im Lazarett wurde die Situation immer unübersichtlicher.. Vom Chefarzt kam die Weisung, dass jedermann, der noch eine Waffe besitze, diese unverzüglich in der Schreibstube abzugeben habe. Er gab bekannt, dass wir im Lazarett keine Waffen haben dürfen. Alle Aktivitäten rochen schon sehr nach einer Übergabe an die Franzosen.

Anschließend befahl er die Entfernung aller Hitler-Bilder, die noch in den diversen Zimmern hingen. Die Bilder wurden anschließend im Keller verbrannt. Dieser Befehl war sehr mutig, denn es gab immer noch einzelne SS-Soldaten, welche glaubten, der Treueschwur an den Führer sei oberstes Gebot. Zu meiner Verwunderung geschah aber gar nichts. Weder Empörung noch Kritik war zu hören. Des weiteren empfahl der Chefarzt den jungen zwangsrekrutierten SS-Soldaten, sich umgehend in der Schreibstube zu melden, um ihr SS-Soldbuch in ein normales Wehrmachts-Soldbuch einzutauschen. Das sonore Gerassel der Panzer-Raupenkettens, welche neben den Geschossdetonationen immer deutlicher zu hören waren, machte die ganze Übung auch nicht angenehmer. Da sich anscheinend die Kreisleitung abgesetzt hatte, machte sich rasch eine resignierte und fatalistische Stimmung breit.

Edmond und ich überlegten uns andauernd, wie wir uns in nächster Zeit wohl am besten verhalten werden. Eines war uns mehr als klar: Gefangenschaft, nein, das sollte für uns beide nicht in Frage kommen. Doch wie konnten wir die hohe Mauer, die sich im Moment ungeahnt vor uns auftürmte, überwinden? Jede Mauer hat etwas Beängstigendes an sich, besonders wenn sie keinen Durchlass aufweist. Dann geschah es, dass sich am frühen Nachmittag die Mauer wie von selbst sprangte, indem der Chefarzt in der Uniform eines Stabsarztes in unserem Zimmer erschien. Er forderte alle auf, die in der Nähe zu Hause waren und sich im Stande fühlten, den Weg zu Fuß bewältigen zu können, sofort dorthin zu gehen.

Diese Aufforderung des Chefarztes war für mich Befehl und zugleich Ultimatum: Es war fünf Minuten vor zwölf und ich musste baldmöglichst verschwinden. Meinen Entschluss teilte ich sofort Edmond mit, der keinen Moment zögerte, sich anzuschließen. Wir beide wussten nur allzu gut, bald wird die Stunde Null für uns pure Wahrheit. In aller Eile packten wir unsere Gebirgrucksäcke ohne wahrzunehmen, dass auch andere Kameraden das gleiche taten. Keiner fragte, wohin man wolle, keiner sagte, wohin er gehen wird. Ich musste, als wir fast tourentauglich bereitstanden, feststellen, dass nicht nur wir gepackt hatten.

Es war unterdessen gegen 16 Uhr. Da erschien der Chefarzt unvermittelt nochmals in unserem Zimmer und fragte die abmarschbereiten Patienten nach ihrem Wohnort. Auch Edmond kam an die Reihe, und er antwortete dem Chefarzt wahrheitsgemäß: „Ich wohne im Elsass.“ Zu mir gewandt dieselbe Frage, und da ich kaum Zeit hatte zu überlegen, antwortete ich: „Mein Wohnort ist in der Schweiz.“ Diese Antwort wollte ich eigentlich vermeiden. Da ich aber nicht wusste, ob er unsere Soldbücher kontrollieren würde, entschied ich mich für die Wahrheit. Wir sagten ja nur, wo wir daheim sind, nicht dass wir dorthin wollten.

Er sah uns dann groß an, durchschaute wahrscheinlich unser Vorhaben und erwiderte: „Gut, aber seht euch vor, dass ihr nicht am nächsten Baum hängt.“ Dies war nicht gerade eine ermunternde Aussicht, änderte aber an unserer Absicht nichts. Vorsichtshalber entschloss ich mich dann, das Haus nicht durch das Hauptportal zu verlassen, sondern im Kohlenkeller den Einlass des Kohlenfensters zu benutzen. So geschah es denn auch. Gegen Abend hatten wir zusammen das Lazarett hinter uns gelassen.

Der Weg zur Stunde Null

Noch vor dem Verlassen des Lazaretts hatte ich vorsichtshalber einen noch von Salzburg-Liefering her stammenden Blankoausweis zur Überführung in ein nächstgelegenes Lazarett für uns beide ausgefüllt. Vaclav Havel sagte einmal: „Hoffnung ist nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht, sondern die Gewissheit, dass etwas Sinn hat, egal wie es ausgeht.“ Ja, wir mussten jetzt kämpfen, nicht mit einer Waffe in der Hand, sondern mit einem guten Durchhaltewillen bei den eventuell folgenden Strapazen. Uns beiden war nun mehr als klar, wer kämpft kann verlieren, wer nicht kämpft, der hat schon verloren - so machten wir uns schnellstens auf den Weg zum nahen Wald.

Die Dämmerung brach herein, der Himmel war graudunstig verhangen, als wir uns dem uns Schutz bietenden Waldrand näherten. Das Dröhnen und tiefe Grollen der Geschütze wurde immer leiser. Die Einschläge der Granaten - bumm-bumm, bäng-bäng - mit ihren aufsteigenden Rauchwolken sahen aus der Entfernung nicht mehr so bedrohlich aus. Das Rollen der Panzer, mit ihrem Geratter und Gedröhne, vernahmen wir jetzt nur noch als Echo, das am Waldrand widerhallte. Auch den scharfen und ätzenden Brandgeruch konnten wir nur noch schwach wahrnehmen.

Von nun an bewegten wir uns beide sehr behutsam vorwärts, um, wenn immer möglich, nicht entdeckt zu werden. Die anbrechende Nacht und der Wald, welcher uns einen frischen, sauberen Duft entgegenbrachte, gab uns irgendwie Sicherheit. Andererseits konnten wir auch keine allfälligen versteckten Risiken entdecken. Nicht der direkteste oder kürzeste Weg nach Donaueschingen war für uns maßgebend, sondern der sicherste, so mussten wir gezwungenermaßen gewisse Umwege in Kauf nehmen. Wie in Vorahnung der nächsten Zukunft hatte ich schon vor ein paar Monaten von einem Kameraden im Tausch gegen Zigaretten eine Militärkarte, ähnlich der Schweizer Dufourkarte, von dieser Gegend ergattert. Diese Karte war Gold wert, da sozusagen jedes Gebäude und jeder Schuppen darauf eingezeichnet war. Die ganze Nacht hindurch, immer auf der Hut, nichts Falsches zu machen, durchstreiften wir den Wald bis in die Nähe von Donaueschingen.

21. April 1945

In der vom Nebel verhangenen Morgendämmerung kamen Edmond und ich in Sichtweite der Stadt Donaueschingen. Vor uns lag eine Lichtung, die jetzt am Morgen taufeuchte Wiese erschien uns wie eine glitzernde Zauberlandschaft. Unübersehbar waren die zarten Blüten- und Baumknospen, welche uns verkündeten, dass der Frühling nahe war, und ich hatte das Gefühl, dass nicht nur die Natur am Aufblühen war, sondern mir wurde bewusst, dass auch in meinem Leben bald ein neuer Frühling beginnen wird.

Vorsichtshalber äugten wir zuerst nach eventuellen Auffangposten. Da weit und breit kein solcher in Sicht war, überquerten wir mutig die Lichtung, wo sich uns dann ein Feldweg fast anerbote, ihn zu benutzen. Trotz des Nachtmarsches verspürten wir keine Müdigkeit in den Knochen. Auf den verlassenem Feldweg verirrte sich sicher auch kein Militär- oder Zivilauto. Jetzt irrten wir nicht mehr durchs Dunkel der Nacht, auf der Suche nach Geistern, die uns helfen könnten, sondern marschierten zielstrebig in Richtung der Stadt. Langsam erhellte sich der Himmel, wenn sich auch die Sonne vornehm bedeckt hielt. Bald sollten wir eine Wegkreuzung passieren, in deren Nähe einige Büsche standen.

Dann geschah das wohl Unvermeidliche. Hinter einem Haselstrauch, vorher unsichtbar, traten zwei Soldaten hervor, mit dem Gewehr im Anschlag und sie riefen: „Halt, sofort anhalten, Ausweis bitte.“ Diesen Moment hatte ich sicher nicht erhofft, ich war aber vorbereitet, denn ich wusste, einmal wird es geschehen, dass wir damit konfrontiert würden. So hatte ich uns noch vor dem Verlassen des Lazarettes

den Überweisungsschein ausgestellt. Die beiden Soldaten waren rangmäßig unter uns eingestuft. So erwiderte ich: „Nehmt doch vorläufig aus Sicherheitsgründen eure Gewehre aus dem Anschlag.“ Weiter meldete ich ihnen: „Wir sind verwundet und auf der Suche nach einem Lazarett, hier ist der Überweisungsschein, denn Villingen wurde gestern von den Franzosen besetzt.“

Die Kameraden wurden schnell etwas freundlicher, ja sie meinten: „Ihr braucht euren Evakuierungsbrief gar nicht zu zeigen, er nutzt euch nichts, denn alle, die noch gehen können, werden von der SS und der Heerespolizei an die Front rekrutiert.“ Weiter gaben sie uns den Rat: „Geht nicht in die Stadt hinein. An der Peripherie werden alle von der SS oder der Heerespolizei abgefangen.“ Wir dankten ihnen für den Hinweis, grüßten und gingen weiter.

Allein, das launische Schicksal bot uns seine helfende Hand. Feindliche Aufklärungsflugzeuge überflogen nun gelegentlich die Stadt. Tags zuvor wurden von alliierter Seite Brandbomben auf Donaueschingen abgeworfen, und etwa 30 Häuser gingen in Flammen auf. Unterdessen zeigte der Zeiger meiner Uhr gegen Mittag, und unser Magen machte sich bemerkbar, hatten wir doch bis zu diesem Moment keine Mahlzeit mehr zu uns nehmen können.

Edmond sagte, mit dem Zeigefinger auf einen einsamen Hof deutend: „Heinz, sieh dort, den Hof könnten wir doch besuchen, um einen Schluck Milch zu erbetteln.“ Diese Idee fand ich gar nicht so schlecht, und so peilten wir den abgelegenen Bauernhof an. Vorsichtig erkundeten wir den Hof, um sicher zu sein, dass keine Soldaten anwesend seien. Dann betraten wir den Hof und klopfen an die Tür. Eine stattliche Frau, Mitte vierzig, die Haare straff nach hinten gekämmt, begrüßte uns unter der Haustüre und fragte nach unseren Wünschen. Ich sagte: „Wir sind verwundet und auf dem Weg, ein Lazarett zu finden. Wir möchten Sie höflich um eine Tasse warme Milch bitten.“

Da sie nun wusste, dass wir nur deshalb bei ihr angeklopft hatten, bat sie uns freundlich, in ihrer Stube Platz zu nehmen. Die liebe Frau deckte den Tisch und überraschte uns mit einer warmen Suppe, Brot, Schinken und Speck samt der dazugehörenden Butter. Dann erzählte sie uns: „Sie müssen wissen, mein Mann wie auch zwei meiner Söhne sind ebenfalls an der Ostfront. Ich habe keine Nachricht von ihnen, und ich kann mir vorstellen, dass auch sie bei einem Hof um ein Stück Brot bitten.“ Wir empfanden für diese Frau Mitleid, deshalb ermunterten wir sie mit der Antwort: „Liebe Frau, bei der gegenwärtigen Situation an den Fronten gibt es gar keine Gelegenheit, Nachrichten nach Hause zu schicken, wir hoffen aber, dass ihr Mann und auch ihre Söhne gesund heimkehren werden, denn der Krieg wird bald zu Ende sein.“

Selbstverständlich dankten wir ganz herzlich für die liebevolle Betreuung, die sie uns entgegengebracht hatte, dann mussten wir aufbrechen, um unsere Mission zu Ende führen zu können. Auf einem kleinen Umweg kamen wir in die Nähe des Stadtrandes. Der gut gemeinte Rat unserer Kameraden vom Vormittag

war Gold wert, ich möchte sogar sagen, er war überlebenswichtig. Tatsächlich sahen wir an der Ein- und Ausfallstrasse sehr viele Heerespolizisten wie auch SS-Soldaten, welche damit beschäftigt waren, ankommende Landser zu kontrollieren. Wir umgingen die Hauptstrasse, um auf einer Anhöhe der Stadt zu rasten. Was wir unten zu sehen bekamen, war ein total destabilisierter Haufen, wie vor einem Bienenschlag irrten die verschiedensten Waffengattungen scheinbar ziellos umher. Soldaten der Waffen-SS, Infanterie, Gebirgsjäger, des Grenzwachtkorps und Volkssturms, junge Soldaten, Kinder in Uniform und die Heerespolizei kreuzten entkräftet ihre Wege. Die Knaben in Uniform, die Hitlerjungen, erhielten einen Vorgeschmack im Erdulden körperlicher Strapazen, in völliger Ermangelung militärischen Trainings begannen sie bald, ihre früheren Ideale zu vergessen. Man musste kein Militär-Experte sein um wahrzunehmen, hier geht eine hochtrabende Ideologie zu Grunde.

Meine Risikobereitschaft erhöhte sich von Stunde zu Stunde. Mich leitete nur noch der Instinkt, der seit Menschengedenken existiert, „das Tier im Menschen“ - er funktioniert wie eh und je. Jede Obrigkeit war für mich von nun an inexistent. Edmond und ich begannen mit der Vorbereitung, unsere Wege zu trennen. Es war an der Zeit, um nicht unangenehm aufzufallen, etwas für unsere Hygiene zu unternehmen. In der Nähe unseres Rastplatzes war ein Rinnsal einer kleinen Quelle, war das eventuell die Donauquelle? Ich weiß es nicht! Mit entblößtem Oberkörper wuschen wir uns notdürftig, um anschließend eine Rasur mit sehr kaltem Wasser vorzunehmen. Wenn die Prozedur uns auch frieren ließ, sahen wir immerhin wieder einigermaßen anständig und erfrischt aus.

Einige Ratschläge wollte ich Edmond doch noch mit auf seinen heiklen Weg nach Hause mitgeben. Alsdann wünschten wir uns gegenseitig eine sichere und gute Heimkehr. Dann versprachen wir uns, uns nach geglücktem Unternehmen zu treffen, um dies auch gebühlich zu feiern. Edmond sah mich eine Weile groß an, kämpfte mit den Tränen, umarmte mich fest, um sich dann schnell abzuwenden und sich nach Westen abzusetzen. Zuerst stand ich noch eine Weile wie verloren am gleichen Ort, schaute Edmond nach, der sich aber nicht mehr umdrehte, und dachte bei mir: „Hoffentlich schaffst du die Heimkehr!“ Auch die Medaille des Krieges hat zwei Seiten. Die eine Seite zeigt Zahlen, was immer sie bedeuten sollen, vielleicht Kriegsjahre oder gefallene Soldaten, die andere Seite einen Kopf, vielleicht von einem treuen Kameraden wie etwa von Walter Kostner oder Edmond Zaepfel.

Anfänglich tat es mir weh, nun alleine auf mich gestellt zu sein, denn ich konnte mit niemandem mehr reden, der die gleichen Ziele hatte wie ich. „Heim, heim, nichts als nach Hause“, das war unsere klare Devise gewesen. Es hatte aber auch Vorteile, die Entscheidungen alleine fällen zu können, war doch sonst immer das belastende Gefühl vorhanden, für jemanden die Verantwortung mittragen zu müssen. Nach einigen Besinnungsminuten packte ich meinen Gebirgsjäger-Rucksack. Obschon ich noch keine Gelegenheit gehabt hatte, etwas zu schlafen, verspürte ich noch keine Müdigkeit.

So verließ ich den Hügel, um meinen Marsch in Richtung Süden fortzusetzen. Auf einer Nebenstrasse erreichte ich eine Talstrasse, an deren Rand eine Wirtschaft lag. Es war gegen 16 Uhr, als ich das Restaurant, das früher vielleicht einmal ein Ausflugsziel gewesen war, betrat. Wusste ich doch nicht, wann mir wieder Gelegenheit geboten würde, eine Speisekarte zu Gesicht zu bekommen. Meine Annahme, hier sei wahrscheinlich kein Mensch anwesend, war eine Täuschung. Die ganze Gaststube, mit schönen Reh- und Hirschgeweihen geschmückt, war voll von Angehörigen des Grenzwachtkorps. Froh, dass es keine Wehrmachtssoldaten waren, war ich aber doch sehr verwundert, hier schon Grenzwächter anzutreffen.

Für ein Zvieribrot mit Aufschnitt und Trinksame wechselte ich meine Lebensmittel-Coupons ein und legte noch einige deutsche Reichsmark drauf. Anschließend setzte ich mich zu den Grenzern verschiedenen Alters. Ja, damals waren für mich 40-Jährige schon ältere Knaben, war ich doch zu dieser Zeit um die 23 Jahre alt. Weshalb sie in dieser Gaststube waren, wollte ich unbedingt erfahren. Also fragte ich meine Tischnachbarn: „Was habt ihr denn hier verloren, besucht ihr ein Seminar?“ Nun fingen fast alle zugleich an, zu reden und zu fluchen: „Wir wurden von der Grenze abgezogen, um jetzt noch an die Front abkommandiert zu werden.“

Nun wurde ich sehr hellhörig. Da musste etwas passiert sein, das mich mehr als nur interessierte. Unschuldiger antwortete ich: „Das geht doch nicht, dann ist ja die ganze Grenze zur Schweiz durchlässig. Bestimmt sind noch einige von euch an der Grenze verblieben?“ Einer von ihnen empörte sich besonders, denn er war eben einer der Älteren. Wie er erzählte, war er verheiratet und hatte drei Kinder. So war er selbstverständlich erzürnt, jetzt noch an die Front zu müssen und sein Leben am Ende des Krieges aufs Spiel zu setzen. „Nein“, schimpfte er, „das ist das Traurige an der Sache, das ganze Grenzwachtkorps wurde von der Grenze abberufen.“ Ich stimmte ihm natürlich zu, um nicht in einen Verdacht zu kommen, und sagte: „Das kann ich nicht verstehen, das ist doch eine absolute Unverantwortlichkeit.“ Die Ironie des Schicksals wollte es wieder einmal, dass ich Informationen von größter Bedeutung erhalten sollte.

Gestärkt durch die Zwischenverpflegung und auch mit reichem Wissen, wie die Schweizergrenze deutscherseits gesichert ist, begab ich mich wieder auf die Strasse. Mein Zielort zum Übertritt in die Schweiz war noch ca. 36 Kilometer entfernt, und ich wusste nicht, ob dies noch an diesem Tag zu bewältigen war. Immer auf der Hut, nicht aufgegriffen zu werden, kam ich nicht so schnell vorwärts wie geplant. Immer wieder musste ich die Strasse aus Sicherheitsgründen verlassen. Ab und zu hörte man wieder in der Ferne das monotone Gerassel der Maschinengewehre wie auch Detonationen von Bomben. Immerhin, wo ich mich jetzt befand, war kein direkter Beschuss zu befürchten.

Es ging ohne Schlaf gegen die zweite Nacht zu und ich wurde müde. Von weit weg hörte ich etwas wie Motorengeräusch, also nichts wie weg von der Strasse. Nach etwa einer Viertelstunde sah ich die ersten Armee-LKWs auf mich zukommen. Es war ein Konvoi von zehn Militärlastwagen, und mein Bedürfnis, hier mitfahren zu können, war enorm gestiegen. Doch das Risiko war nicht zu unterschätzen, somit bat ich

keinen um eine Mitfahrgelegenheit, sondern wartete ab, bis der letzte LKW in meine Nahe gekommen war. Da eine leichte Kurve den Konvoi verlangsamte, dachte ich, frei nach Schiller: „Jetzt schnell, eh die Brandung wiederkehrt, der Jüngling sich Gott befiehlt“, rannte dem Lastwagen nach und kletterte hinten auf die Pritsche - er war nur mit einigen Metallfässern beladen.

Weder der Chauffeur noch sein Beifahrer bemerkten mein Unterfangen, so hatten sie nun einen blinden Passagier. Allzu schön wäre es gewesen, die Fahrt ohne Zwischenfall absolvieren zu können. Ich glaubte schon fast an ein Wunder, und meine Füße konnten sich wunderbar erholen. Dass das Unheil sehr nahe war, merkte ich daran, dass der Konvoi seine Fahrt alle paar Minuten unterbrach, um dann wiederum, nach kurzem Halt, weiterzufahren. So vorsichtig wie nur möglich, streckte ich meinen Kopf nach vorne, um erkennen zu können, was dies zu bedeuten habe. Oh Schreck, was ich sah, ließ nichts Gutes erahnen. Einige «Kettenhunde», sprich Heerespolizisten, kontrollierten jedes der Fahrzeuge. Zum Teufel dachte ich, doch dann kam mir ein altes chinesisches Sprichwort in den Sinn: „Erwähne nie den Teufel, ansonsten ist er gleich da.“

Abspringen konnte ich nicht mehr, das wäre viel zu gefährlich gewesen, also was tun? Meinen Körper legte ich dicht an die Planke, welche man zum Abladen hinunterlässt, dann nahm ich die Abdeckplane und deckte mich zu. Ich wollte mich schlafend stellen und dann, im Falle einer Entdeckung, meinen Lazaretschein präsentieren. Das Unheil schien immer näher zu kommen, denn ungefähr acht, neun Mal hatte auch unser LKW angehalten. Dann war es soweit, ich merkte, wie jemand auf die Pritsche stieg, mit der Hand die Plache berührte und darauf herumschlug, ich hielt den Atem an. Dann eine unheimliche, unerträgliche Stille, Sekunden, die sich wie eine Ewigkeit ausdehnten.

Der Motor wurde wieder lauter, ja, ja, der Wagen rollte weiter, meine schweißbedeckte Stirn konnte ich wieder trockenreiben. Wo waren wir denn, was war geschehen? Nach einigen Minuten getraute ich mich, wieder nach vorne zu blicken. Wir hatten etwa 16 Kilometer zurückgelegt und waren an eine Kreuzung auf der Hauptstrasse gelangt, hinauf ging es nach Singen, hinunter nach Waldshut.

Wiederum meinte es das Schicksal gut mit mir, denn drei der Armeelastwagen nahmen den Weg nach Singen, die übrigen, so auch der, auf dem ich mich befand, fuhren in Richtung Waldshut. Dies war für mich insofern gut, weil sie auf dieser Strecke nicht so schnell fahren konnten, denn ich wollte ja bei günstiger Gelegenheit abspringen. Dies geschah denn auch in einer Rechtskurve, als ich annahm, in der Nähe des Zolls in Stühlingen angekommen zu sein. Unterdessen war es Nacht geworden, und ich musste noch eine kleinere Strecke zu Fuß zurücklegen.

Andauernd blitzte es von fern, aber Regen, das konnte ich nun am wenigstens gebrauchen. Weit und breit kein Unterstand, zudem war ich ohnehin schon geschwächt und eigentlich noch immer lazarettreif. Die Blitze in der Ferne entpuppten sich als elektrische Entladungen der Stromabnahmeleitungen der

schweizerischen Eisenbahnen, die so Funken in den Himmel sprühten. Nun wusste ich, dass die Stunde Null nähert kommt. Ich dachte, zum Sterben ist es immer noch früh genug, nur nicht jetzt und heute. Ich zog mich in den Wald zurück und studierte nochmals ganz gründlich die Militärkarte, um ja keinen Fehler zu machen. Eine Stunde beobachtete ich den nahen Grenzverlauf, und ob da wirklich keine Grenzbeamten patrouillierten. An meinem Uniformrock entfernte ich alle Auszeichnungen und nahm meine Ausweispapiere heraus, damit meine Identität nicht sichtbar werden konnte, denn es war mir bewusst, dass ich die Uniform nicht in die Schweiz mitnehmen konnte.

Um 10 Uhr in der Nacht war mein Entschluss endgültig gefasst, jetzt oder nie! Mein Adrenalinspiegel schoss in die Höhe, meine Beine schmerzten nicht mehr, und die Müdigkeit war wie verflogen. Mit einem Blick nach links, dann nach rechts, mich überzeugend, dass kein Fahrzeug kam, rannte ich über die Strasse, dann die Böschung hinunter zum Ufer des Flusses Wutach. Dieser Fluss, wie ich wusste, bildete die natürliche Landesgrenze zur Schweiz, und diesen musste ich überqueren, wenn meine Flucht gelingen sollte. Am Ufer zog ich mich nackt aus. Die Klamotten stopfte ich in meinen Gebirgsjägerrucksack. Uniformhemd und -rock übergab ich den Fluten der Wutach zur Weiterbeförderung.

Dann ging alles nur noch instinktiv vor sich. Den Rucksack in einer Hand, durchschwamm ich die Wutach, um mich am anderen Ufer auf schweizerischem Terrain glücklich wieder zu finden. Nun trocknete ich mich ab, zog meine Kleider aus dem Rucksack, um mich anzuziehen. Schuhe und Keilhosen musste ich noch aus den Armeebeständen benutzen. Doch ein ziviles Hemd hatte ich mir noch im Lazarett in Villingen besorgt, es war ein rot-weiß-kariertes Sporthemd. Ein großes, rotes Taschentuch benutzte ich dann als Schal um den Hals, und der Anorak leistete mir ebenfalls noch sehr gute Dienste. Zum Glück waren damals Keilhosen wie auch Anoraks in der Schweiz, besonders zum Skifahren, modern. Dies gab mir eine gewisse Sicherheit, dass ich nicht sofort als Flüchtling erkannt werde.

Allerdings erhielt meine Freude erhielt einen Dämpfer, da mir ein über zwei Meter hoher und eineinhalb Meter breiter Stacheldrahtzaun das Weitergehen verhinderte. Dieses Hindernis war für mich eine Überraschung, mit der ich nicht gerechnet hatte. Trotzdem konnte ich mir nicht vorstellen, nur deshalb hier nicht mehr weiterzukommen. Hindernisse sind dazu da, um bezwungen zu werden. Ich überlegte mir kurz mein weiteres Vorgehen. Wie soll ich da überkommen? Tarzan, ja Tarzan, wie hat der dies damals gemacht? An langen Lianen schwang er sich von Baum zu Baum, nur war ich hier nicht im Urwald, deswegen hatte es auch keine Lianen! Immerhin, das Wort Baum brachte mich auf die Lösung. Am Stacheldrahtverhau entlang suchte ich einen Baum, bei dem ein starker Ast den Zaun überbrückte.

Erlöst von der Angst, fand ich bald den rettenden Baum. Mächtig dick stand er vor mir. Wie ich es damals fertig brachte, den Stamm hinaufzuklettern, mit dem Rucksack als Hindernis am Rücken, dann dem Ast entlang, etwa sechs Meter den Zaun überquerend, das weiß ich heute nicht mehr. Als ich dann befand, weit genug über den Stacheldraht hinweg zu sein, ließ ich mich aus ca. vier Meter Höhe hinunterfallen.

Geschafft, geschafft dachte ich, doch eins durfte ich nicht vergessen: Bärby hatte mir geschrieben, dass Flüchtlinge, die weniger als fünf Kilometer von der Grenze aufgegriffen werden, wieder zurückgeschafft werden.

Wenn schon, dann so weit wie möglich von der Grenze entfernt weiter ins Innere, war meine Devise. Schon begrüßte mich das nächste Ärgernis, denn ich erblickte einen Wasserkanal, welcher mich behindern sollte. Zu breit, um ihn zu überspringen, und zu wenig Lust und Mut, mich nochmals auszuziehen, damit war eine weitere Überlegung notwendig. Das Heu dieser Wiese müssen die Bauern doch auch über den Kanal schaffen. So war es auch, nur die Brücke war zu dicht bei der Grenze, was mir nicht besonders gefiel, es war jedoch der einzige Ausweg aus meinem Dilemma. Vorsichtig näherte ich mich den Häusern, denn der Weg, auf dem ich mich befand, war der einzige, der durch die Hausfronten zur nahen Hauptstrasse führte. Die Grenzbrücke über die Wutach wie auch die schweizerischen Grenzwächter etwa 150 Meter im Rücken probierte ich, bei der Ortschaft Stühlingen-Oberwiesen so schnell wie möglich fortzukommen.

Vorderhand gelang mir dies auch. Als ich jedoch das letzte Haus, ein Restaurant, am Straßenrand passierte, kam ausgerechnet in dieser Sekunde ein Zollbeamter zur Türe heraus. Ich wollte einfach an ihm vorbeigehen, da fragte er mich aber: „Kommen Sie gerade vom Grenzposten?“ Verdutzt schaute ich in an, dann antwortete ich ihm auf Schweizerdeutsch: „Guete-n-Obe, jo vo wohär soll ich denn sunsch choo, natürlich vo dött.“ Er erwiderte: „S'isch guet, Si chönnet go.“ Ein kurzer Blick gen Himmel, habt Dank, ihr Schutzengel, jetzt aber nichts wie weg von hier in Richtung Schleithem.

20 Kilometer sollten es noch sein bis nach Schaffhausen. Diese Strecke wollte ich eigentlich per Bahn bewältigen. Die letzte Abfahrt war um 22 Uhr und die nächste erst in der Frühe um 7 Uhr. Das war der Hammer, denn in ein Hotel wagte ich mich nicht, also weiter per pedes. Zwei Kilometer hatte ich zurückgelegt und schlenderte nun durch die Ortschaft Schleithem, als sich an einer Wegkreuzung einen Wegweiser erblickte. Da passierte mir ein Irrtum, der sich verhängnisvoll auswirken sollte, denn ich verwechselte die Ortschaften Beggingen und Beringen, und so ging ich fälschlicherweise den Weg in Richtung Beggingen.

Die Uhr zeigte bald einmal Mitternacht an, als ich einsam des Weges dahinzottelte. Die Stille wurde immer unheimlicher, zu dieser Zeit war auch kein Mensch mehr unterwegs. Dann passierte ich eine Panzersperre, die von zwei Soldaten bewacht war. Wir grüssten uns, und ich wanderte weiter des Weges. Diese Panzersperre und die undurchsichtige Einsamkeit erweckten in mir ein Misstrauen, was meine Gehrichtung betraf. Schätzungsweise vier Kilometer hatte ich zu dieser Zeit seit Schieitheim zurückgelegt. Irgendetwas stimmte hier nicht, also verkroch ich mich in ein Gebüsch, um der Sache auf den Grund zu gehen. Mit der Taschenlampe studierte ich die Karte – und stellte fest, dass ich wieder in Richtung deutsche Grenze marschiert war. Beggingen war eben nicht Beringen. Also umkehren, meine

strapazierten Beine waren dazu verurteilt, acht Kilometer umsonst marschiert zu sein. Von weit weg hörte ich die Turmuhr von Beggingen zwölf Mal schlagen, es war Mitternacht.

22. April 1945

Die Odyssee meiner Flucht war demnach noch nicht zu Ende. Als ich nach etwa einem Kilometer des Rückmarsches die Panzersperre wieder erreichte, welche aus unzähligen Betonhöckern bestand, traten die zwei Soldaten hervor und riefen: «Halt, wer da, Ausweispapiere vorzeigen!» Lachend erwiderte ich, wiederum auf Schweizerdeutsch: „Ich habe den falschen Weg genommen, anstatt nach Beringen habe ich in Schleithem irrtümlich diese Strasse nach Beggingen genommen. Ihr habt mich doch vor einer Stunde hier vorbeigehen sehen.“ Sie schauten sich fragend an und meinten, nun ebenfalls im Dialekt: „Entschuldigung, um Mitternacht hatten wir Ablösung, da waren eben noch unsere anderen Kameraden hier.“ Ich antwortete: „Ich wünsche euch noch einen guten Dienst.“

Danke ihr im Himmel, wieder mal Glück gehabt, dachte ich und setzte meinen Rückweg fort. Nach blödsinnigen, dummen Stunden durchquerte ich zum zweiten Mal die Ortschaft Schleithem. Mir schien, dass alle Einwohner sich im tiefen Schlaf befanden. Der richtige Weg führte mich nach einer Steigung und einer Stunde Marsch an etlichen Rebbergen vorbei. Am Himmel erleuchteten mir einige Sterne den Weg, und es herrschte Totenstille. Plötzlich durchbrach ein leises Geräusch die Stille der Nacht. Ich schaute rückwärts und sah, dass sich mir ein Radfahrer näherte. Also doch noch jemand, der zu dieser Zeit auch noch unterwegs ist, um nach Hause zu fahren.

Es sollte sich aber bald herausstellen, dass meine Annahme falsch war. Der Fahrer hielt neben mir an und ich identifizierte ihn als Feldweibel der Schweizer Armee. Wir grüssten einander freundlich, er wollte aber trotzdem meine Ausweispapiere sehen. Ich machte ihm klar, dass ich den Zug verpasst hatte und nun eben notgedrungen zu Fuß nach Schaffhausen unterwegs sei. Diesmal konnte ich meine Überzeugungskunst nicht ohne weiteres an den Mann bringen. Er verlangte weiterhin meine Ausweispapiere. Bereitwillig erwiderte ich: „Einen Pass habe ich nicht bei mir, denn ich war ja nicht über der Grenze, ich will aber mal nachschauen, was ich sonst bei mir habe.“

Ich schnürte meinen Rucksack auf und entnahm ihm aus der Seitentasche einige Papiere. „Haben Sie eine Taschenlampe?“, fragte ich ihn. „Nein“ antwortete er, „aber ich habe Streichhölzer, welche vielleicht nützlich sind, gehen wir doch in die Nähe der Rebberge, dort ist Windstille.“ Ich wollte den Eindruck erwecken, dass ich bemüht sei, ihm seinen Wunsch zu erfüllen. Sodann überreichte ich dem Feldweibel meinen Pfadfinderausweis mit all den Eintragungen meiner abverdienten Prüfungen. Ebenso ein Foto meines Bruders in Postkartengröße mit der Aufschrift „Fotohaus Wolf, am Rheinsprung Basel“, allerdings gab ich an, dass ich das sei.

Da es Nacht war, die Streichhölzer durch mein leichtes Blasen immer wieder erloschen, konnte er mein Gesicht und das auf dem Foto nicht so richtig vergleichen. Eventuell dadurch, dass ich in den letzten vier Jahren Schriftdeutsch gesprochen hatte, oder dem Akzent meiner Mutter, dem Bündnerdialekt, erlegen war, meinte der gute Feldweibel: „Ich dachte, sie seien eventuell aus dem Elsass.“ „Kunststück“, meinte ich, „Oberwil im Baselland liegt direkt beim Elsass, somit hat es auch etliche Elsässer, die in Oberwil ansässig sind.“

Ich wollte aber noch wissen, ob er mich verfolgt habe oder ob er hier zufällig wie ich unterwegs sei. Da sein Verdacht nun verflogen war, erzählte er mir, dass er zufällig am Fenster stand, als ich an seiner Unterkunft vorbeigegangen war, und er den Verdacht geschöpft hatte, ich sei ein Flüchtling. Wir verabschiedeten uns und er bat mich: „Das nächste Mal, wenn Sie wieder im Grenzgebiet wandern, nehmen sie bitte richtige Ausweispapiere mit.“ „Selbstverständlich“, war meine Antwort, dann wendete er sein Velo, und er radelte zurück. Unsere Unterhaltung war im Dialekt, ich wollte sie hier aber zum besseren Verständnis in Schriftdeutsch wiedergeben.

Von nun an achtete ich darauf, jeder Begegnung auszuweichen. Mitternacht war unterdessen längst vorbei, und die Strasse belebte sich wieder, hie und da kam mir ein Auto entgegen. Da ich die Lichter schon von weitem sehen konnte, legte ich mich in den tiefen Strassengraben oder rettete mich in die nahe gelegenen Rebberge, die mir einen sicheren Schutz boten. Abgesehen von der Sicherheit, die mir dieses leidige Versteckspiel brachte, kam mit diesem Spiel aber auch mein Zeitplan enorm durcheinander.

Grau, vom Nebel verhangen, kündigte sich langsam das Tageslicht an, ohne aber den Himmel richtig zu erhellen. Die Glocken einer nahen Kirche läuteten zur Sonntagsfrühmesse um 7 Uhr, als ich die Stadt Schaffhausen zu Gesicht bekam. Der Nebel hatte sich verzogen und bis auf ein paar Schleierwolken hellte sich der Himmel zu meiner Freude auf. Während die Kirchenglocken immer noch läuteten, kamen mir drei Frauen entgegen, welche auf dem Weg zum Frühgottesdienst waren. Als wir auf gleicher Höhe waren, sah ich das ernste Gesicht einer der Frauen, die mich dann mit folgenden Worten anquatschte: „Ach her-jeh, sind Sie auch ein Flüchtling?“ Mich traf fast der Schlag, sah man mir denn das wirklich an? Drei Tage ohne Schlaf und ohne richtiges Essen hatten sehr wahrscheinlich Spuren an meiner Körperhaltung hinterlassen, auch mein Erscheinungsbild war anscheinend nicht mehr so frisch. Doch ich verleugnete mich und antwortete: „Nei, nei, i bi nur ä lahme Wandergsell.“ „Gott sei Dank, mir händ scho gmeint...“, da ich aber rasch weiter ging, hatte ich ihre letzten Worte nicht mehr gehört.

So gegen 9 Uhr war ich nahe beim Bahnhof von Schaffhausen. Zur Sicherheit schaute ich nochmals in mein Portemonnaie, um mich zu überzeugen, dass die Schweizer Banknoten, welche ich während der ganzen Kriegszeit immer bei mir hatte, noch vorhanden seien. Sie waren zu meiner Beruhigung noch an ihrem Ort. Ich war schon fast vor dem Bahnhofgebäude, da trat ein Polizeibeamter direkt auf mich zu.

Meine ersten Gedanken gingen an das Zusammentreffen mit den drei Frauen zurück. Hatten sie etwa die Polizei benachrichtigt?

Ein Ausweichen war nicht mehr möglich, dies hätte mich ohne weiteres verdächtig gemacht. Also abwarten, was auf dich zukommt. Ist jetzt Endstation, werde ich es doch nicht mehr schaffen, heimzukommen? Nun war das vermeintliche Unheil bei mir angelangt. Ich grüßte die Autoritätsperson, er grüßte zurück und ging an mir vorbei. Anscheinend hatte er wichtigere Aufgaben zu erledigen, als mich zu kontrollieren. Endlich war ich in der Schalterhalle des Bahnhofes. Eine Tafel in meiner Nähe informierte: „MUBA-Besucher nach Basel, Einfachpreis mit Retourbillett, Abfahrt 9.30 Uhr.“ Am Schalter verlangte ich dann, MUBA zum halben Preis, und der Beamte händigte mir das Billett aus.

Für 20 Minuten musste ich mich noch in Sicherheit bringen. Diese Zeit wollte ich in einer Ecke des Wartesaals verbringen, um den Zug erst eine Minute vor Abfahrt zu besteigen. Den Perron, auf dem der Zug abfahren sollte, hatte ich schon ausfindig gemacht, und da ich mich alleine im Wartesaal befand, beschränkte sich meine Beschäftigung darauf, den Minutenzeiger der großen Bahnhofsuhr, Minute um Minute, aufmerksam zu verfolgen. Durch die vielen Ereignisse der letzten Stunden hatte ich den Glauben etwas verloren, den Heimweg doch noch bewältigen zu können. Dies war mit einer der Gründe, dass ich anfang, übervorsichtig zu reagieren.

Genau eine Minute vor der planmäßigen Abfahrt ging ich schnell aus dem Warteraum bis zum Perron und bestieg den abfahrbereiten Zug nach Basel. Mit ein paar Minuten Verspätung gab dann der Bahnhofsvorsteher endlich mit seiner Kelle das Signal zur Abfahrt. Ich setzte mich auf einen der Holzbänke, wie sie damals in den Wagen der 3. Klasse üblich waren, nahe bei der Waggontüre. Glücklicherweise endlich im fahrenden Zug zu sitzen, freute ich mich darauf, meine Eltern und meine Schwester mit meiner Heimkehr zu überraschen. Der Kondukteur meiner so vertrauten SBB durchschritt, sich einmal links, dann rechts umsehend, den Zug, mit der Aufforderung: „Alle Billette vorweisen bitte!“ Er knipste ein Loch in mein Billett, sagte: „Dankschön“, und ging weiter zu den nächsten Passagieren.

Wie im Traume ließ ich die Landschaft an mir vorüberziehen, mit der immer wiederkehrenden Gewissheit, Heinz, nun bist du wieder zu Hause in der Schweiz. Bald sollte aber mein Traum zum Albtraum werden, weil ich in meiner Verträumtheit nicht darauf geachtet hatte, dass hier der Streckenverlauf der Eisenbahn ja stellenweise nochmals durch deutsches Territorium führte. Als unser Zug im Bahnhof von Jestetten anhielt und ich zum Fenster hinausschaute, stockte mir mein Blut in den Adern. Da standen doch tatsächlich eine erhebliche Anzahl SS-Männer und auch etliche Heerespolizisten auf dem Perron. Anscheinend war der Vormarsch der Franzosen im Norden weiter vorangekommen, aber noch nicht bis an die Schweizer Grenze.

In aller Eile zog ich meinen Anorak aus, so dass ich mich nur noch im rot-weiß-karierten Hemd und dem roten Halstuch auf der Bank präsentierte. Tausend Gedanken rasten mir durch den Kopf. Dann beruhigte mich aber die Zuversicht, dass diese deutschen Militärs bestimmt keinen Schweizer Zug kontrollieren dürfen. Was aber, wenn deine Einschätzung falsch ist. Soll ich mich dann im WC einschliessen, soll ich auf das Dach klettern? Es blieb mir nichts anderes übrig, als die uniformierten Deutschen keinen Augenblick aus den Augen zu lassen. Immer wieder drang derselbe Wunsch leise über meine Lippen: Fahrt doch, fahrt um Gottes willen, fahrt endlich weiter! Jede Sekunde war für mich eine Ewigkeit.

Ich hatte das Gefühl, die Uhr sei stehen geblieben, dann das erlösende Rollen der Räder, das liebliche Klick-Klack der Schwellen, er fuhr tatsächlich weiter, er rollte. Die Heerespolizei war hier nur zugegen, damit niemand in den Zug einsteigen konnte. Ganz erlöst und zufrieden war ich aber erst, als der Zug den Rhein überquerte, da wusste ich mit Bestimmtheit, nun sind wir wieder in der Schweiz, obwohl der Zug schon sieben Kilometer früher die Landesgrenze überquert hatte.

Von nun an hatte ich Gelegenheit, nur noch meinen Gedanken nachzuhängen, sozusagen Bilanz zu ziehen, was eigentlich in den letzten drei Tagen geschehen war. Welche Tage waren für mich die gefährlichsten in meinen vier Jahren der Kriegsdienstzeit? War es die Zeit der Partisaneneinsätze in Jugoslawien, die Invasion der Russen im hohen Norden, der lange Marsch durch Norwegen nach Süden, der letzte Einsatz im Elsass oder die letzten drei Tage, die ich im Moment im Begriff war, glücklich zu beenden?

Beim Nachdenken tauchte die Frage auf, weshalb hattest du in den letzten ereignisreichen drei Tagen so oft und so viel Glück? Ich kam langsam zu der Überzeugung, dass dies nicht nur verstandesmäßig erklärt werden konnte. Die Vernunft alleine konnte es auch nicht sein, denn ich hatte öfters unvernünftig gehandelt, ohne dafür gebüßt zu haben. Nein, mich hatten andere Kräfte geführt, man kann sie nennen wie man will, Schutzengel, gute Geister, andere Himmelskräfte, oder war es nur der Überlebensinstinkt? Da war ja auch immer meine Vorahnung: Du bist nicht geboren, um auf diesem Schlachtfeld zu sterben. Wer gab mir diese Vorahnung, wenn es nicht eine göttliche Kraft war?

„Basel, Endstation!“, tönte es durch die Lautsprecheranlagen. „MUBA-Besucher erreichen die Ausstellungshallen mit der Strassenbahn Nr. 2 ...“ und so weiter. Eine hektische Betriebsamkeit entwickelte sich im Bahnhof, denn einige Passagiere rannten zur Straßenbahn, andere wiederum studierten die vorhandenen Orientierungstafeln, um den nächsten Zug nicht zu verpassen. Für mich eine ganz neue Situation, ich stand voller Erstaunen wie angewurzelt da, mir noch nicht ganz bewusst, ob ich träumte oder ob es Wirklichkeit war.

Zwei Möglichkeiten standen mir zur Verfügung, mein Zuhause anzupeilen. Da waren das Birsigtalbähnlein an der Heuwaage, die komfortabelste Lösung, wie auch die schnellste. Die zweite Variante

hingegen führte zu Fuß über das Bruderholz, einiges anstrengender und auch viel länger. Das Geld für die komfortable Heimfahrt hätte noch gereicht, trotzdem hatte ich mich für den Fußmarsch entschieden, ich wollte nicht schon vor meiner Zielankunft von Ortsansässigen erkannt zu werden.

Tief Luft holend, als wollte ich meine Lungen mit Basler Sauerstoff regenerieren, trat ich aus dem Bahnhofsgebäude auf den Platz hinaus, um einen Moment das mir sich dort bietende Stadtbild zu genießen. Jetzt galt es, noch die letzten sechs Kilometer zu bewältigen. Ich ging linkerhand an den Bahngeleisen vorbei über die Brücke bis zum St. Margarethen-Kirchlein, um dann an der Peripherie von Binningen auf das Bruderholz zu gelangen. Der Himmel war blau, auch die Sonne war zu meinem Empfang da, wie als freundlicher Gruß lachte sie für mich persönlich durch die wenigen Wolken herab.

Nicht nur ich alleine nutzte die Sonnenstrahlen des Frühlings. Etliche Sonntagsspaziergänger nahmen ebenfalls die Gelegenheit wahr, mit ihren Kindern das Nahen des Wonnemonats Mai zu genießen. Unterdessen zeigten die Zeiger meiner Armbanduhr an, dass der Nachmittag angebrochen war. Es war noch zu früh für mich, ich war in den letzten Tagen dank meinen Erfahrungen bestimmt etwas zu übervorsichtig geworden. Ich entschloss mich, erst gegen Abend nach Hause zu gehen, da sonst noch allzu viele Leute unterwegs waren.

In der Nähe und doch nicht gerade an der Strasse stand ein für diese Zeit schon hohes Kornfeld. Eine Stunde wollte ich dort die Zeit bis zu meiner Heimkunft ausdehnen. Also legte ich mich in das Korn und schlief natürlich nach wenigen Sekunden ein. Mein Erwachen war von einem Kälteschauer begleitet, es vergingen ungewollt zwei Stunden in diesem ungewöhnlichen Bett. Die Zeit war nun reif, die letzten Kilometer, welche mich noch von meinem Ziel trennten, zurückzulegen. Als ich aber den ersten Schritt in diese Richtung machen wollte, musste ich feststellen, dass meine Füße wie angewurzelt im Kornfeld stehen blieben. Der Schrecken stand mir sehr wahrscheinlich ins Gesicht geschrieben. Zum Teufel, was habe ich denn, fuhr es mir wie ein Blitz durch den Kopf, warum kann ich keinen Schritt mehr machen, muss ich am Ende noch um Hilfe rufen?

Dann stellte ich fest, dass sich meine Muskeln hart wie Stahl anfühlten. Es war die Übermüdung und die Kälte, welche meine Muskeln zum Streiken gebracht hatten. Durch Massage und vorsichtige Kniebeugungen konnte ich meine Beine langsam wieder mobilisieren. Vereinzelt zogen ein paar Ausflügler an mir vorbei. Um kein Mitleid bei ihnen zu erwecken, tat ich so, als schaute ich mir die Ähren aufmerksam an, wie wenn ich da eine wissenschaftliche Arbeit zu verrichten hätte. Nach einigen hundert Metern hatte ich mich erholt und erreichte endlich meine frühere Leistungsfähigkeit wieder. Gegen Abend, die Sonne hatte sich unterdessen verabschiedet, hatte ich die Höhe von Oberwil erreicht. Nur nicht mit irgendwelchen Einwohnern den Weg kreuzen, dies war auch kurz vor der heimatlichen Türe immer noch mein Wunsch.

Südöstlich des Dorfes wollte ich auf dem kürzesten Weg nochmals meine Begabung unter Beweis stellen, nämlich heil und mit einer gewissen Selbstdisziplin ein von mir gestecktes Ziel erreichen zu können. Dies wollte ich bewerkstelligen, indem ich das mir von meiner Kindheit her vertraute Waldstück, den so genannten Bänkliwald, hinunterstrebte bis zur oberen Therwilerstrasse. Von dort überquerte ich die Wiesen bis zum Mühlemattkanal. Als Schüler hatte ich den zwei Meter breiten Kanal schon mehrmals übersprungen, somit vertraute ich auch jetzt noch in meine Fähigkeit, dieses letzte Hindernis mit einem Sprung zu überwinden. Über den Eisweiher waren es dann nur noch ein paar hundert Meter, und ich musste nur noch die kleine Brücke über den Birsig-Bach überqueren, um zu meiner Heimatadresse Bahnhofstrasse 31 zu gelangen.

Vollbracht, dachte ich, denn da war immer noch das Messingschild an der Haustüre: „*Mechanische Kuferei und Küblerei Joseph Röver*«, welches ich als Kind öfters mit Sigolin auf Hochglanz polieren musste. In der Mitte, weiter oben die Hausglocke, die man durch Drehen eines Hebels wie eine Veloglocke erklingen lassen konnte. Mein erster Gedanke war, wie werden meine Eltern wohl reagieren, wenn ich hier so plötzlich ohne Vorwarnung erscheine? Mein zweiter Gedanke war, schnell weg von der Haustüre, in das Innere des Hauses, doch die Türe war verschlossen.

Einmal läuten, zweimal läuten, aber es rührte sich nichts, die Herrschaften waren ausgeflogen. Mir blieb keine andere Wahl, als die Fensterscheibe rechts neben der Türe einzuschlagen, um durch das Fenster in das Haus einzusteigen. Etwas enttäuscht, nicht fröhlich empfangen zu werden, legte ich mich in der Stube auf die Couch nieder. An mehr kann ich mich nicht mehr erinnern, denn nach drei anstrengenden Tagen und Nächten ohne ausreichenden Schlaf musste ich wohl im Nu eingeschlafen sein.

So gegen 18 Uhr hörte ich lautes Geschrei: „Der Heinz ist da, der Heinz ist da!“ Papa hatte mich als erster entdeckt. Mir wäre eine sanftere Weckmethode lieber gewesen, da mich das Schreien eher an den Krieg im Elsass erinnert hatte als an eine Begrüßung. Meine Eltern hatten natürlich Freudenausbrüche, und sie konnten nicht wissen, dass ich drei Tage Stress hinter mir hatte. Ohne Nachricht von mir in den letzten turbulenten Tagen - die Berichte darüber verfolgten sie selbstverständlich andauernd am Radio -, war für sie die Sorge um den zweiten Sohn mehr als strapazierend. Den ältesten, hoffnungsvollen Sohn hatten sie ja schon verloren und einen zweiten noch in den letzten Tagen vor Kriegsende opfern zu müssen, wäre über das ihnen Erträgliche hinausgegangen.

Nun war er eben da. Papa hatte noch gewettert: „Jetzt hat Heidi schon wieder die Schlüssel vergessen und deswegen die Glasscheibe eingeschlagen!“, doch dieser Vorwurf wurde durch meine Anwesenheit schnell relativiert und vergessen. Meine Eltern und meine Schwester Heidi, die etwas später nach Hause kam, hatten den Sonntag genutzt, um die MUBA zu besuchen. Dies war auch der Grund, dass niemand im Hause anwesend war. Darum haben sie unseren Hund „Strolch“, einen Airdale-Terrier, in die Obhut

von Freunden gegeben. Wie auch immer, die Freude, den Krieg überstanden zu haben und zu Hause in der Stube zu sitzen war überwältigend. Der Krieg war für mich Vergangenheit, was brachte die Zukunft?

23. April 1945

Vorläufig hatte ich nur das Bedürfnis, in Ruhe gelassen zu werden, um meine ziemlich geschundenen Füße und Beine zu pflegen, damit alles ausheilen konnte. Aus den Radioberichten entnahm ich, dass in der Zwischenzeit Villingen-Schwenningen sowie auch Donaueschingen von den verschiedenen französischen Truppeneinheiten besetzt worden waren, ja, dass diese sogar bis an die Schweizer Grenze vorgerückt seien. Es war damals wirklich 5 Minuten vor 12, als uns unser Stabsarzt im Range eines Obersten nach Hause geschickt hatte und wir die Chance nutzten, das Lazarett unverzüglich zu verlassen.

Von nun an kam jeden Tag eine neue Hiobsbotschaft durch den Äther. Schon am 22. April 1945 hatten die Franzosen Stuttgart erobert und erreichten die Donau. Papa drängte mich, dass ich meine Ankunft doch bald bei der Polizei melden sollte. Ich erwiderte ihm: „Papa, ich werde mich melden, wenn die Glocken das Ende des Krieges verkündet haben.“ Ich wollte den ersten Friedenstag daheim feiern können und nicht irgendwo. Am 24. April überschritten die Alliierten den Po in Italien. Am 25. April vereinigten sich die russischen und amerikanischen Truppen an der Elbe. Am 26. April eroberten die Franzosen Konstanz und umschlossen den ganzen Schwarzwald. 27. April, die Russen nahmen Stettin ein, die Amerikaner drangen in Österreich ein, Mussolini wurde verhaftet und zwei Tage später von Patrioten hingerichtet. Am 29. April marschierten die Amerikaner in München ein und befreiten Dachau, während die Alliierten Mailand und Venedig besetzten. Am 30. April beging Hitler im Bunker der Reichskanzlei Selbstmord, zusammen mit seiner noch kurz zuvor angetrauten Eva Braun. 1. Mai, Grossadmiral Dönitz wurde Hitlers Nachfolger. Am 2. Mai eroberten die Russen ganz Berlin. Vom 3. bis 7. Mai kapitulierten diverse deutsche Truppeneinheiten in Holland, Dänemark und Norwegen. Dann, am 8. Mai 1945, folgte die endgültige, gesamte deutsche Kapitulation, die Erklärung wurde unterzeichnet von Keitel (Deutschland), Schukow (UdSSR), Spaatz (USA), Tedder (Grossbritannien) und de Lattre (Frankreich). Der unselige Krieg in Europa war zu Ende. Alle Glocken in der Schweiz läuteten den Frieden ein!

Friede auf Erden, die guten Willens sind?

Heinz Röver-Filli